

Nixnotze

Mit meinem Bruder sollte ich zusammen Kühe hüten. Wir trieben die Tiere nicht wie gewöhnlich auf die Weide, sondern auf ein Stoppelkleefeld. Wenn nämlich das Getreide abgemäht war, bekam der miteingesäte Klee zwischen den Stoppeln Luft, und war bis zu den kühlen, aber sonnigen Herbsttagen noch über die Höhe der Stoppeln nachgewachsen, wenn die Weiden schon nichts mehr hergaben. Das kann man auch heute noch beobachten, da der Stickstoffgehalt des Klees beim Umpflügen als Dünger dient. Früher trieb man gerne die Kühe auf solche Felder. Aber dabei mußte man vorsichtig sein, jede Kuh mußte angepflockt werden, damit sie nur in einem begrenzten Durchmesserbereich fressen konnte. Wenn sie nämlich zu viel von dem frischen Klee fraß, gärte es in ihrem Leib. Der Pansen schwoll an und drückte auf die anderen lebenswichtigen Organe wie Lunge und Herz, wenn es schlimm kam, konnte das Tier eingehen. Das wußten mein Bruder und ich damals zwar noch nicht so genau, wir wußten nur, wir hatten darauf zu achten, daß unter keinen Umständen eine Kuh loskommen durfte und dadurch zuviel von dem für sie so schmackhaften Klee fraß. An diesem Nachmittag saßen mein Bruder und ich auf einem Strohballe, den wir uns von einem »Strübbärm« vom Nachbarfeld geholt hatten, und langweilten uns. Die Kühe fraßen ruhig, einige lagen und kauten wieder. Alle hielten sich schön in ihrem jeweiligen Kreis auf.

Auf einem anderen Nachbarfeld wurden Kartoffeln geerntet. Sie waren ausgepflügt worden, und viele Frauen und Männer waren mit dem Einbringen dieser Frucht beschäftigt. Die Frauen sammelten die Kartoffeln in Körbe, und die Männer trugen diese Körbe zu den bereitstehenden Karren und kippten sie dort aus. Die beiden Jungen des Bauern, die Zwillinge Franz und Gerd, mußten natürlich auch mit ran. Sie waren bei meinem Bruder in der Klasse; er meinte dann auch, daß sie uns sicher beneiden würden, wenn sie uns hier so rumsitzen sehen. Aber wie gesagt, uns war es langweilig, und somit waren wir auch nicht vollends zufrieden. Es war ein sonniger Herbsttag, und jetzt am Nachmittag wurde es noch mal angenehm warm. Die letzten Schmetterlinge tanzten in der schräg stehenden, noch spätsommerlich anmutenden Sonne. Franz und Gerd hatten das Laub zum Trocknen beiseite geschafft, es würde sicher gut brennen. Als es dann am späten Nachmittag schon empfindlich kühl wurde, kamen die beiden zu uns und luden uns für nachher zum Kartoffelfeuer ein; sie hätten auch schon ein halbes »Mengsche« Kartoffeln auf Seite geschafft. Nichts war uns lieber, als dabei mitzumachen. Nach und nach wurde eine volle Karre nach der anderen von den Pferden nach Haus gefahren; auf den beiden letzten saßen die Frauen, und wir vier waren mit den Kühen allein. Die Tiere befanden sich alle im vorgeschriebenen Terrain, bis auf eine Kuh hatten sich jetzt alle hingelegt. Wir liefen aufs Nachbarfeld, Franz hatte Streichhölzer, das Feuer loderte auf, und wir warfen unsere



ersten Kartoffeln in die Glut. Die fertig gebratenen holten wir mit langen Stöcken heraus, die wir von den damals noch existierenden Sträuchern am Feldrain abgeschnitten hatten. Wir schälten darauf die Kartoffeln aus ihrer harten schwarzen Kruste; zum Hochgenuß fehlte uns aus heutiger Sicht vielleicht die beliebte Kräuterbutter, aber sie schmeckten uns damals auch »ohne« ganz ausgezeichnet. Als es nach diesem vorzüglichen Mahl zu dämmern begann und die ersten kühlen Herbstnebelchwaden aufkamen, dachte ich wieder an unsere Kühe. Nachdem wir alle rund satt waren, löschten wir die letzte Glut nach Jungenart und Franz und Gerd schwangen sich auf ihre Fahrräder. Als wir beide wieder bei unseren Kühen waren, sahen wir zu unserem Entsetzen, daß sich »Sann« (von Susanne), unsere beste Milchkuh, losgerissen hatte, und munter in Gefilden fraß, wo sie nichts zu suchen hatte. Und selbst wir zwei Laien erkannten sofort an ihrem Bauchumfang, daß da was nicht stimmen konnte. Das Tier selbst schien sich aber noch wohl zu fühlen.

Sofort lösten wir schnell alle Tiere in ihren leergefressenen Rondellen von ihren Pflöcken; es war ohnehin Zeit, sie nach Haus zu treiben. Mit »Sann« hatten wir große Mühe, mit einem Mal stand sie ganz kurzatmig da und wollte nicht mehr weiter, während die andern Tiere jetzt auf freiem Gebiet ebenfalls stehenblieben und wieder fraßen. Damit brachten sie sich ebenfalls in Gefahr und uns in Aufregung. Wir mußten ständig hin und her laufen und entgegen aller Gesetze vordergründiger Tierliebe unsere Stöcke hart einsetzen, um die Kühe vor größerem Schaden und uns vor größerem Ärger zu bewahren. Als wir endlich alle 21 Tiere einschließlich »Sann« auf der Straße hatten, waren mein Bruder und ich durchgeschwitzt und die vielen Kartoffeln schon abtrainiert. Aber als wir dann zu Hause ankamen, war das Donnerwetter groß.

»Wat hatt ihr met dä Sann jemaacht? Üsch kann me kenn 5 Minute allehn losse, schon maacht ihr Kummede, ihr Nixnotze. Dat Dier jeht os kapott, wenn et net direk jemelz wihrd.«

Alle Tiere standen ruhig an ihren Trögen, nur »Sann« wankte mit aufgeblähtem Bauch und drohte jeden Moment umzufallen. *»Die muß direk jemelz werde«,* war auch die Meinung von Großvater. Vater schickte uns beide den Nachbarbauern zum Helfen holen. Als wir zurückkamen, stand Vater mit einem Dolch vor der kranken Kuh. Uns wurde unser Fehler auf diese Weise anschaulich vor Augen geführt. Der Dolch steckte in einer Scheide, deren Spitze abgeschnitten war. Unser Vater und der Nachbarbauer banden dem angeketteten Tier zusätzlich Stricke um die Hörner um es festzuhalten. Die Kuh stand mit der einen Seite an der Stallwand, auf der anderen Seite befanden sich mein Vater, sowie mein Bruder und Großvater, um sie gegen die Wand gedrückt zu halten. Der Nachbarbauer hockte seitlich im Trog, mit dem zusätzlichen Strick in der Hand. Mutter und Großmutter standen mit bekümmerten Gesichtern in der Stallgasse, ein langes Messer lag bereit, um dem Tier, beim etwaigen Mißlingen der Aktion, bei einer Notschlachtung schnell den Hals abzuschneiden. Großmutter hielt eine geweihte Kerze in ihrer Hand, nachdem sie sie vorsichtig angezündet hatte, hörte ich sie sagen: *»Uns beste Milleschkoh, uns beste Koh emm Stall.«* Und mir fiel die Aufgabe zu, der Kuh hinten den Schwanz derart im Bogen zu verdrehen, daß ihr Bewegungsspielraum auch dort eingengt würde, wenn der schmerzhafte Stich mit dem Dolch erfolgte. Das Tier war so aufgeregt, daß ich an meinem Standort mit einem Kuhfladenguß von oben bis unten überschüttet wurde, ich hielt aber eisern meine Stellung. *»Hoffentlich tritt die mich nur net noch ömm«,* dachte ich nur. Vater zählte die Rippen ab und markierte einen Punkt. Jetzt mußte sich zeigen, was er auf der landwirtschaftlichen Winterschule gelernt hatte. Er setzte den Dolch mit der scharfen Scheide an dem gekennzeichneten Punkt an. Er mußte genau treffen; ein schneller beherzter Stoß, die Kuh stöhnte und bäumte sich auf, der Pansen war genau getroffen. Vater zog den Dolch wieder heraus, und durch die unten offene Scheide, die am oberen Ende breit abgeflacht war, strömten die überschüssigen Gase aus dem Leib des Tieres. Das roch zwar nicht wie Veilchenduft, aber trotz des Einstichschmerzes verspürte das Tier augenblicklich Erleichterung. Der Körperumfang ging zurück wie bei einem Luftballon, bei dem die Luft entweicht. Die Helfer konnten das Tier lockerer lassen. Die Kuh war nun fürs erste gerettet, trotzdem wachten Vater und Großvater abwechselnd die ganze Nacht

bei ihr. Großmutter hatte die Kerze nach der erfolgreichen Aktion sofort ausgeblasen, auch mit einer geweihten Kerze hieß es sparsam umzugehen.

Sie machte den über der Stalltür befestigten Buchsbaum von Spinnweben frei. Die am Palmsonntag geweihten Zweige sollten Unheil von Haus und Stall fernhalten. Darauf legte Großmutter genauso großen Wert wie auf den zum Erntedank gesegneten »Krockwöhsch«. Bei jedem Gewitter holte sie ein Teil dieser verschiedenen getrockneten Kräuter vom Speicher und warf sie mit den Worten: »Jott bewahre uns«, in das Herdfeuer.

Am anderen Tag noch trafen meinen Bruder und mich böse Blicke; so früh wie an diesem Tag waren wir selten zur Schule gegangen. »Die Äpel senn üsch secher net joot bekumme«, meinte Franz. Wir erzählten, was geschehen war.

»Net dat de Ühre, wenn die Koh noch kapott jeeht, uns em kummende Johr die Zeltlarertour noh de Passionsspelle noh Oberammerjau un noh Innsbruck vemassele«, meinte Franz. Aufgrund seiner Erfahrungen hatte er da nicht so ganz Unrecht. Unsere gemeinsame Radwanderung in diesem Jahr hatte auch an einem seidenen Faden gehangen. Erst nachdem die Zwillingen durch wochenlange Abarbeit einen unabsichtlich angerichteten Brandschaden wiedergutmacht hatten, gestatteten ihre Eltern erst die Teilnahme. Heute noch zeigten wir den anderen stolz die Stempel in unseren Jugendherbergsausweisen von Koblenz-Ehrenbreitstein, Bingerbrück, Worms, Speyer, Heidelberg, Eberbach, Darmstadt und Frankfurt. In besonders schöner Erinnerung waren die Abende, wo wir jedesmal mit anderen Jugendlichen gemeinsam am Lagerfeuer gesungen hatten. Daher dachten wir jetzt ebenfalls mit Sorge an mögliche Konsequenzen.

Die Kuh kam über den Berg. Und als wir einige Tage später mit geläutertem Gewissen wieder den Kuhstall betraten, saß Großmutter mit ihrem Melkschemel gerade unter »Sann«; den Kopf gegen das Tier gedrückt, drehte sie sich ein bißchen um und deutete auf den Eimer, der nahezu bis oben voll war. »He künnt ihr et senn, do hött ihr bahl uns beste Milleschkoh omm Jewesse jehatt.« Wir sagten nichts. Der große Eimer lief fast über, Großmutter wollte sich gerade von ihrem dreibeinigen Untersatz erheben, da trat »Sann« nach dem Eimer. Dieser kippte um, und die ganze schöne Milch lief in die Jaucherinne. Da konfrontierte ich Großmutter direkt mit ihrem eigenen Spruch, den sie im übertragenen Sinne so oft anwandte:

»Oma, du sähs doch sellefs imme, wat südd me met enner Koh, die jeden Daach dreih Emmer Millesch jitt, ävver donoh imme de Emmer ömstüß?« Oma schaute erstaunt auf:

»Du Nixnotz«, sagte sie nur.

»Dat mußte jett laute sare, Oma«, lachte mein Bruder,

»dat hätt die Koh secher net jehürt.«

